

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Rein Antlitz bringt Schrecken und Grauen —“
Die Herzogin lacht: „Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.“

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tod gehö' ich —“
Die Herzogin lacht: „Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begeh' ich.“

Wohl sträubt sich der Mann mit finsternem Wort,
Das Weib nicht zähmen kann' er;
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

Das ist der Scharfrichter von Bergen! so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weicht scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog sein blankes Schwert und sprach:
„Amie' vor mir nieder, Geselle!“

Mit diesem Schwertschlag mach' ich dich
Jetzt ehlich und ritterkünftig,
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.“

So ward der Henker ein Edelmann
Und Rnherr der Schenke von Bergen.
Ein stolzes Geschlecht! Es blühte am Rhein.
Jetzt schläft es in feineren Särgen.

Sagen aus dem Nordwestspeffart

Die folgenden vier Sagen aus der Gegend von Bad Orb sind im neuen Badehaus als Fresken durch Reinhold Schöna aus Frankfurt a. M. am die Wand gemalt; er zeigt sich darin als eine nichtbegrabte Sirkelnatur. Vom Standpunkt der Sagenforschung aus betrachtet ist die erste Sage eine willkürliche Ergänzung zu den von uns im Heft 1 dieses Jahrgangs veröffentlichten Hohenlagen; auch hier ist der „Wilde Jäger“ auf die Linie des Gottfriedens herabgezunken. Die zweite und dritte Sage ist „ästhetisch“, d. h. sie haben den Ursprung (zumindest) der Roman- und Märchenwelt und haben sich durch eine Reihe von Erzählern in die große Reihe jener Hohenlagen, in denen durch wunderbare Ereignisse bedrängte oder verurteilte Helden dem Verrichtungsgegenstand des Hohen Ganges glich. Die vierte ist besonders beachtenswert deshalb, weil hier die „Drei Jungfrauen“ (die Schicksalsgöttinnen, sonst auch die „Drei hässlichen Feingestirnen“ genannt) als Hierenen unterirdischer Schätze erscheinen. Der Wortlaut der Sagen ist, mit einigen Änderungen und Verbesserungen, dem Führer „Neues Badehaus Bad Orb“ entnommen. Der Herausg.

1. Der wilde Jäger

Der wilde Jäger des Speffarts hat über gute und ehrlige Menschen keine Gewalt. Aber dem, der Böses sinnt, droht seine Strafe. Wenn er auf wilden Herbst- oder Frühlingsstürmen dahinstrauft, entgeht ihm der Holzdieb, der Wilddieb nicht. Mit gebrochenen Gliedmaßen findet man den Freuter im Walde, der wilde Jäger hat ihn geschlagen.

Aber der wilde Jäger erscheint in der Sage auch als der Helfer des Bösen. Wildschützen, die Freitugeln gießen wollen, wenden sich an ihn. Sein Zauberspruch gibt den Kugeln die Eigenschaft, ihr Ziel nie zu verfehlen. Ein solcher Wildschütz, dessen Freitugeln manchen edlen Hirsch erlegten, hatte mit dem Teufel einen Pakt geschlossen. Da kam das Jahr 1635 und brachte die Pest nach Orb, nachdem im Jahre zuvor die Schweden die Stadt geplündert hatten. So grausig war das Wüten dieser Seuche in den Gassen, daß die Stadt bis auf 10 Familien ausstarb. Die Leichen konnten nicht mehr auf dem Friedhof begraben werden, man beerdigte sie außerhalb der Stadt auf einem Felde, das bis heute noch den Namen „Pestader“ führt.

Auch der Wildschütz wurde von der Pest befallen. Seine Verwandten überredeten ihn, den Geistlichen der Stadt rufen zu lassen. Als dieser kam, fand er den Wildschützen in seiner Kammer erhängt. Die letzten Bürger von Orb, die täglich zusammen kamen, um die Leichen zu bestatten, trugen auch die des Wildschützen zum Pestader. Aber unterwegs schlugen auf einmal Flammen aus dem Sarge hervor; der Teufel machte seine Rechte geltend. Die Träger ließen entsetzt den Leichnam fallen. Sie fanden später den Sarg völlig verbrannt. Darauf senkte man die Gebeine des Wildschützen in die Erde, aber am nächsten Morgen lagen sie wieder unbedeckt auf dem Ader und blieben dort liegen bis zur endgültigen Verwesung.

2. Der Fuchstein

Der Westfälische Friede hatte dem dreißigjährigen Kriege ein Ende gesetzt, aber noch immer waren die Nachwehen des Krieges zu spüren. Scharen abgedankter Söldner zogen brandschatzend durch das Land. Sie hatten keine rechtshaffene Arbeit gelernt; und jene, die von ihrer Verunsicherung dem Werber zur Fahne folgten, waren ihrem Beruf entfremdet. So übten sie ihr blutiges Handwerk auch ohne Befehl auf eigene Rechnung und Gefahr weiterhin aus.

Eine solche Räuberbande trieb sich noch im Jahre 1665 in den Gegenden des Speßart, besonders im Sinn- und Jösggrund, herum.

Einer der Vornehmsten in dieser Bande war der „Peter von Orb“. Er raubte und mordete mit einer Kaltblütigkeit, die ihm unter seinesgleichen Achtung und Ansehen einbrachte, ihn aber zum Schrecken der heimgesuchten Gegend machte. Endlich erreichte auch ihn der Arm der Gerechtigkeit. Er ward überfallen, nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt und in den sicheren Kerker gebracht.

Auf dem Rollenberg, nahe bei Orb, steht ein Aussichtsturm, der sich auf der Ruine eines Jahrhunderte alten Turmes erhebt. In diesen Turm sperrte man den verurteilten Peter. Einen qualvollen Tod vor Augen, packte ihn langsam die Verzweiflung, und um seinem Leben ein Ende zu machen, ramte er mit dem Kopf gegen die dicke Mauer. Betäubt sank er zu Boden. Als er wieder zu sich kam, hörte er in der Erde unter sich ein Scharren und Krachen, und es dauerte nicht lange, da schaute der Kopf eines Fuchses aus dem Boden. Der Räuber hatte in seiner Wildschützenzeit einen jungen Fuchs gefangen und gezähmt, der ihm wie ein Hund überallhin folgte. Der hatte den Aufenthaltsort seines Herrn ausgemittelt und sich einen Weg zu ihm gebahnt. Dem Räuber war es nun

ein leichtes, den Fuchsgang, der unter der Mauer herführte, zu erweitern und aus dem Turm zu entkommen.

Er wurde zwar später noch einmal gestellt, aber die Verfolger waren nicht mächtig genug, ihn zu überwältigen. Von der Zeit an blieb er verschollen. Den Fuchs jedoch schlug man nieder; er wurde in die Öffnung verscharrt, die er seinem Herrn gegraben hatte. Dann legte man einen schweren Stein darauf, der heute noch der „Fuchsstein“ heißt.

3. Der Rabstein

Lange vor der Schwedenzeit lebte in Orb bei dem wegen seiner Frömmigkeit angesehenen Bürger und Kirchenpfleger Hans Kiemer die ebenso schöne wie tugendhafte Magd Broni, eine junge Waise. Hans Kiemer, der schon bei Jahren und Witwer war, entbrannte in sündhafter Begier nach seiner schönen Magd und wollte sie zwingen, ihm zu willern zu sein. Sie wies ihn zurück. So wandelte sich seine Liebe in Haß, und er sann darauf, sie zu verderben.

In einem Sonntagmorgen sah man das Standbild der Mutter Gottes in der Kirche seines kostbaren Schmuckes aus Gold und Silber beraubt. Man stellte fest, daß Broni als eine der letzten Kirchgängerinnen am Abend vorher vor dem Muttergottes-Standbild knien gesehen worden war. Man untersuchte ihre Habseligkeiten und fand zu unterst in ihrer Truhe die fehlenden Schätze. Was half ihr alles Beteuern ihrer Unschuld, sie wurde in den Kerker gebracht und andern Tags vor Gericht gestellt. Der Kirchenpfleger Hans Kiemer trat als Ankläger auf. Seine Anklage wog umso schwerer, als er der ehrbare und geachtete Bürger und gleichzeitig Bronis Dienstherr war. Die Richter fällten denn auch das übliche Urteil: auf Kirchenraub stand die Todesstrafe.

Hellauf schrie Broni, als sie das Urteil vernahm, dann sank sie vor dem Richtertisch jammernnd zu Boden und beteuerte ihre Unschuld. Gott und die Heiligen rief sie als Zeugen an und flehte, daß man das grausame Urteil umstoße. Die Richter aber ließen sich nicht erweichen, und einer sagte: „Ein Urteil, von ehrbaren, verständigen Männern wohlwogen gefaßt, läßt sich nicht wenden wie eine Windsahne auf dem Kirchturme. Das Urteil ist gefällt, und so wenig du jene Stein von seiner Stelle zu rücken vermagst, so wenig wirst du eine Änderung des Urteils erwirken.“ Dabei zeigte er auf einen in der Nähe liegenden Stein von gewaltigen Ausmaßen, von dem erzählt wird, daß ihn zehn Pferde nicht von der Stelle brachten. Broni lag auf den Knien, und mit der Inbrunst einer unschuldigen, frommen Seele wandte sie ihre heißen Gebete an Maria, die Beschützerin der bedrängten Unschuld. Dann stand sie auf und schritt wie im Traume dem Steine zu. Und siehe, der Stein hob sich wie von unsichtbaren Händen getragen und senkte sich auf die ausgebreitete Schürze der Jungfrau. Deren Gesicht aber erglänzte von dem Strahl der Gnade, den Maria, die Jungfrau, aus den Höhen des Himmels über sie ergoß.

Wie eine Heilige wurde Broni in die Stadt zurückgeleitet. Der Kirchenpfleger aber gehand unter dem Eindruck dieses Wunders, daß er selber die Schätze aus der Kirche entwendet und in die Truhe seiner Magd gelegt habe. Ihn traf jetzt das Urteil, das die Richter zuvor über Broni gesprochen hatten. Der Stein ist noch heute zu sehen und heißt zum Gedächtnis der Rabstein d. h. Magdstein.

4. Der Beilstein

Nicht sehr weit von Orb, zwischen den Dörfern Billbach und Zettgenbrunn, liegt der Beilstein, eine steile Bergkuppe von Basalt. Auf diesem Berge stand früher eine stattliche Burg. Es ist nicht bekannt, wer sie erbaute, und nicht, wann sie zerstört wurde. Kümmerliche Reste alten Gemäuers bezeichnen die Stätte, auf der sie sich erhob. Nach der Sage aber sollen im Innern des Berges ungeheuere Schätze von Gold und Silber verborgen sein.

Es kam einst ein junger Mann zur Morgenstunde am Beilstein vorbei. Dort sah er eine wunderschöne Blume, er brach sie ab und schritt weiter. Da gewahrte er ein hohes Thor, das in das Innere des Beilstein führte, und neugierig schritt er hindurch. Drei Jungfrauen von überirdischer Schönheit empfingen ihn freundlich winkend. Er folgte ihnen durch eine lange Reihe von Hallen und Gemächern, die von einem wunderbaren Lichte erleuchtet wurden. Da lagen in den Räumen Mengen kostbarer Gegenstände, die in dem Lichte wunderbar glänzten und glühten: Dinge aus gediegenem Silber, Geschmeide aus reinem Gold und Schmuck aus edelsten Steinen. Der Jüngling staunte über den ungeheuren Reichtum. Bald aber wünschte er einiges davon zu besitzen, und je mehr er die Schätze betrachtete, desto heftiger ward der Wunsch. Schließlich übermannte ihn das Verlangen, — und mit eiliger Hast raffte er zusammen, soviel er schleppen konnte und eilte dem Ausgange zu. Die Blume, die ihm Schlüssel zu diesen Schätzen gewesen war, hatte er achlos beiseite geworfen. Die Jungfrauen hatten schweigend und mit betrübten Mienen zugeschaut. Eine von ihnen rief ihm jetzt zu: „Vergiß das Beste nicht.“ Er aber achtete ihrer und der fortgeworfenen Wunderblume nicht. Da rollte ein langer und schwerer Donner durch den Berg, Feden und Wände schwannten und drohten zusammenzubrechen. Schneller rannte der Jüngling dem Ausgange zu, der sich nur noch weiter von ihm zu entfernen schien. In seiner Angst warf er ein Stück der Schätze um das andere fort, und als er das letzte weggeworfen hatte, erschütterte ein gewaltiger neuer Donnerschlag den Berg. Der Jüngling war gerade am Tore angekommen, und mit einem weiten Sprunge, den die Angst ihm eingab, erreichte er das Freie. Ein herabstürzender Felsblock jedoch schlug ihm eine Fehse ab. Der Berg sah nun wieder aus wie vordem, als ihn noch keine Wunderblume erschlossen hatte. Die Wunderblume aber blüht nicht mehr, und so muß der Berg mit seinen Schätzen auf ewig verschlossen bleiben.

Gelnhausen¹⁾

Von R. Engelhard

Als er im Säulengang vom Gotteshaus
Hinüberschritt zum hohen Rittersaale,
Sah er des Burgvogts blondes Lächlerlein,
Schön-Gela sah er da zum zweiten Male . . .

Und wieder sieht er vor ihr wie gebannt,
Jung-Friedrich, Waiblingen von Hohenhausen.
Sie fühlt sein Auge, blendend wie das Blau
Des Himmels — und will schnell vorüberlaufen.

¹⁾ Das Gedicht gibt die vollständige Grünungsflage von Gelnhausen wieder. Im Wörtlichkeits liegt dem Namen wohl der Stamm gell (Gall, Lutz) als Bestimmungswort zu -hausen aber als Personennamen gegründet. (Vgl. Gellensrecht, Gellingen etc.)